

NZZ Podium vom 25. September 2008

Die flexible Frau Eine Gegenwartsbeschreibung

Referat von Dr. Cora Stephan, Publizistin und Schriftstellerin

«Frau'n regier'n die Welt», ganz klar. An eine Bundeskanzlerin haben wir uns in Deutschland schnell gewöhnt, an eine amerikanische Aussenministerin auch – und wenn es schon keine Präsidentin der Vereinigten Staaten geben wird demnächst, dann doch vielleicht wenigstens eine Vizepräsidentin.

Also was soll sein, es geht voran mit der geballten Frauenpower, sogar eine schwangere Verteidigungsministerin ist heutzutage in der Lage, die Truppe abzuschreiten, ohne dass ein Aufschrei durch die Männerwelt geht. Der wäre auch nutzlos, denn es hat sich bis zu unseren (angeblich überwiegend) testosterongesteuerten Mitmenschen herumgesprochen, dass Frauen einfach das bessere Geschlecht sind. Klüger, friedlicher, freundlicher. Stark und schön und immer auf der richtigen Seite. Machen Karriere mit leichter Hand und fröhlicher Kinderschar. Sind fit und hip auch mit Runzeln, Übergewicht und grauen Haaren, die in den USA angeblich neuerdings ein Statussymbol sind, weshalb sich auch Naturblondinen auf Silber umfärben lassen. Ja, wir sind in jeder Fassung und in jedem Lebensalter einfach unübertroffen.

Schon in der Schule schneiden wir besser ab als die Jungs, beim Studium später auch. Und dabei bleiben wir stets anständig – nur in den Kriminalitätsstatistiken spielen Frauen eine Minderheitenrolle. Das ist offenbar das einzige Manko dieses einzigartigen Geschlechts: Als Mörderinnen und Totschlägerinnen taugen wir nicht.

Was sind wir Klasse. Was ist das langweilig.

Das Frauenbild hat sich seit einigen Jahren ins rundum Positive verkehrt und bleibt doch nur Klischee. Wer davon noch immer nicht genug kriegen kann, kann es nachlesen: in all den vielen Biografien edler Frauen, unter denen sich die Tische in den Buchhandlungen biegen. Da stehen sie drin, die Identifikationsangebote, an denen wir unser Selbstbewusstsein stählen können, zumal über die weniger schönen Charakterzüge solcher Vorbilder gern hinweggekuschelt wird. Alle, ob Malerin, Muse oder Dichterin, waren klug, kultiviert, selbstbewusst, kurz: tugendhaft bis zum Abwinken. Die schrilleren Damen schenkt man sich, vor allem jene, deren Ansichten und deren kämpferische Intelligenz nicht ins frauenaffine Weltbild passen. Frau eckt nicht an – ausser auf humorvolle Weise, was man im Bücherregal unter der infantilen Rubrik «Freche Frauen» findet.

Doch warum in die Vergangenheit blicken? Längst strahlen sie uns auch von den Wirtschaftsseiten der Zeitung entgegen, die schönen schlauen Karrierefrauen mit dem glücklichen Familienleben, die uns vormachen, wie es geht. «Superwoman» ist keine Illusion. «Superwoman» weilt mitten unter uns.

Kurz: Am weiblichen Wesen wird, kann, ja soll die Welt genesen. Was für ein Triumph der feministischen Idee! Welch Sieg allgemeiner Einsichtsfähigkeit, sogar der Männer! Ach ja: Es müssen starke Gemüter sein, die das neue Hohelied auf die Frau nicht als beständige Verletzung ihres Verstandes und des guten Geschmacks begreifen. Zynische Köpfe vermuten hinter der ganzen Lobhudelei längst eine Strategie, die weniger mit der Einsicht in die Notwendigkeit der Gleichberechtigung der Geschlechter zu tun hat als mit der menschlichen und insbesondere männlichen Fähigkeit zu rechnen.

Das schmeichlerische Umwerben der Frauen entspringt womöglich dem schlichten Kalkül von Politikern, Marketingchefs, Programmdirektoren und Meinungsagenten, die in ihnen seit einiger Zeit eine wertvolle Mehrheit zu entdecken begonnen haben: Die meisten Konsumententscheidungen werden von Frauen getroffen, die im Übrigen in Deutschland gut 70% der Bücherkäufer stellen, weshalb sie auch deren Inhalte bestimmen. In der Politik gilt, dass man keine Wahl gegen die Frauen gewinnt, was sich indes in meinem Land besonders schwierig gestaltet, da der eine Teil der Frauen an dem Ausbau von Kinderbetreuung interessiert ist und der andere lieber zu Hause bleibt und Elterngeld nimmt. Kein Wunder, dass sich in Deutschland die politischen Parteien weder für das eine noch für das andere eindeutig entscheiden können.

Für Wirtschaftsunternehmen ist die Lage klar, weshalb dort die frauenfreundliche Folklore eher dezent dargeboten wird: Nichts geht mehr ohne Frauen, heute nicht und vor allem nicht in Zukunft. Qualifizierte arbeitswillige Menschen sind zu einer gesuchten Minderheit geworden, und gerade die hochkarätig ausgebildeten jungen Frauen sind umworben. Wer sich heute zur Ingenieurin ausbilden lässt, hat eine glänzende Zukunft vor sich. Und es ist gut möglich, dass auch die Herrenklubs an der Spitze deutscher Unternehmen allmählich umdenken müssen: Auch der Führungsnachwuchs kommt nicht ohne Frauen aus.

Und was machen die Umworbenen aus der Gunst der Stunde? Sie zaudern. Sie zögern. Sie trauen sich nicht. Sie hören jene bekannte lästige Uhr ticken. Sie wollen nicht so werden wie die Männer. Einerseits.

Sie zahlen, andererseits, restlos überfordert mit Kindern und Karriere, dem treulosen Ex, der sich eine weniger gestresste Gefährtin gesucht hat, den Unterhalt.

Denn die neue Freiheit der Frauen ist auch eine neue Freiheit für die Männer. Die aber stellen es weit geschickter an: Mann stimmt zwar vernünftigerweise mit ein in die Jubelgesänge auf die neue Frau, schweigt aber im Übrigen und genießt seine Autonomie: Niemand erwartet mehr, dass er den treusorgenden Alleinverdiener macht; arbeiten geht «Superwoman» ganz freiwillig, und um die Kinder kümmert sich notfalls der Staat. Sofern sie sich nicht in einen Teilzeitjob abschieben lässt, um noch besser für alle und alles geradzustehen – das gibt Männern die Chance, den Vorteil wieder auszugleichen, den die kleinen Streberinnen einst durch bessere Bildungsabschlüsse verbuchten. So erklärt sich, dass der bundesdeutsche Mann noch immer im Durchschnitt mehr verdient als eine Frau.

Wenn Sie diese Bestandsaufnahme für einigermaßen pessimistisch halten, muss ich Ihnen recht geben. Es ist heute nicht leichter, sondern schwieriger, Arbeitsleben und Familie miteinander zu verbinden – schwieriger jedenfalls als einst in bäuerlichen

Lebensformen, in denen die Kinder sozusagen «nebenher liefen». Die Ära der Hausfrau, in der sich nicht nur die Elite leisten konnte, eins der Familienmitglieder für Haushalt und «Familienarbeit» freizustellen, ist in der Menschheitsgeschichte so neu, wie sie kurzlebig sein dürfte. Die neue deutsche Familiengesetzgebung jedenfalls ermutigt dieses Modell nicht. Keiner Frau ist mehr anzuraten, sich angesichts enorm gestiegener Lebenserwartung auf die in der kurzen Zeit der Kinderaufzucht entstandenen Versorgungsansprüche an den Ehemann zu verlassen.

Doch auch der Traum von der «Vereinbarkeit» von Familie und Karriere ist trotz glänzenden Vorbildern längst ausgeträumt, selbst wenn Politiker und Meinungsmacher noch immer davon schwärmen. Sie ist insbesondere in Deutschland durch Teilzeitarbeit erkaufte, mit der sich Frauen besonders effektiv aus dem noch immer von der männlichen Berufsbiografie bestimmten Karriereweg ausklinken. Hinzu kommt die Perversion einer Altersdiskriminierung, die alle über 40 Jahre alten Menschen zu auf dem Arbeitsmarkt schwer Vermittelbaren macht, was besonders die Frauen trifft. Ein Wiedereinstieg ins Berufsleben ist insbesondere für hochqualifizierte Frauen meist nur unter Statusverlust möglich.

Vieles, ich betone das deshalb eigens, ist ein ausgeprägt westdeutsches Phänomen. In unseren Nachbarländern vermutet man weniger als bei uns in Krippen und Kindergärten oder Ganztagschulen Indoktrinationseinrichtungen des Staates. Nicht überall ist das schlechte Gewissen so ausgeprägt wie bei uns, dass man «Rabenmutter» sei, wenn man nicht rund um die Uhr fürs Kind da ist. Erst jüngst wurde die ehrgeizige hessische SPD-Politikerin Andrea Ypsilanti einigermaßen vorwurfsvoll gefragt, ob es denn zutrefte, daß ihr Sohn sich während seiner Ferien selbst habe versorgen müssen. Ja, es stimmte: Zwischen Frühstück und Abendessen musste sich der immerhin schon Zwölfjährige selbst ein Brot machen. Da tut sich doch wahrhaftig ein Abgrund von Verwahrlosung auf.

Mag also sein, dass die Deutschen übertreiben. Aber auch in anderen Ländern scheint sich eine gewisse Desillusionierung auszubreiten, das legen Untersuchungen jedenfalls über Großbritannien und die USA nahe, wo eine hilfreiche Infrastruktur für berufstätige Frauen oft fehlt. In den skandinavischen Ländern sieht es wesentlich besser aus. Doch in allen Ländern scheint gleichermassen etwas zu fehlen, was seit Jahren beschworen, ersehnt, bejubelt und dennoch selten gesehen wird: der neue Mann.

Nicht, dass unsere Frauenzeitschriftsredakteurinnen die Hoffnung aufgegeben hätten, ihn durch fleissiges Besprechen der wenigen auffindbaren Exemplare womöglich dennoch als Modell durchzusetzen. Derzeit liest man deshalb wieder viel über ihn: Er nimmt vom Staat bezahlte Elternzeit, begleitet das Töchterchen zum Sandkasten und geht mit dem Söhnchen kicken. Und kehrt nach Ende der staatlichen Zahlungen mit grösserer Verlässlichkeit wieder in seinen Job zurück als seine Frau, die dazu neigt, die Zeit zu verlängern, die sie mit dem Kleinkind verbringen kann. Das Lockmittel Geld funktioniert, wenigstens vorübergehend. Das mag man für die gute Botschaft halten. Die nicht so gute: Der neue Mann ist auch in Zukunft keine gesicherte Option. Er wächst nicht nach. Die jüngeren Männer sind heute keineswegs automatisch offener und

liberaler, im Gegenteil: Bei ihnen nimmt die Vorstellung wieder zu, es gebe eine Art gottgegebene Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

An dieser archaischen Vorstellungswelt, erklären Wissenschaftler, Pädagogen und Politiker, müsse deshalb mit Macht und allerhand «gesellschaftspolitischen Massnahmen» gearbeitet werden. Schön für Werbe- und Imageagenturen und pädagogische Einrichtungen, welche die gewünschten «Einstellungen» erzeugen sollen, auf sie wird ein warmer Geldsegen niedergehen. Dass sich der neue Mann dadurch oder durch finanzielle Gaben in kritischer Menge herstellen lassen wird, kann man bezweifeln. Gegen tief eingegrabene und gar noch biologisch unterfütterte Muster ist nun einmal schwer anzukämpfen.

Ich fürchte, das gilt auch für die Frauen, denen man ebenfalls einen Einstellungswechsel anraten möchte.

Erlauben Sie mir einen kleinen privaten Exkurs: Ich selbst bin Tochter eines Paares, das bereits in den fünfziger Jahren gleichberechtigt lebte. Mein Vater ermöglichte die Karriere meiner Mutter, indem er mittags kochte und die Kinder versorgte, die allerdings früh schon selbständig waren. Natürlich bin ich allein zum Kindergarten gegangen, natürlich gab es schon damals edle Seelen unter den Kollegenfrauen meines Vaters, die mich als armes Schlüsselkind bedauerten und den beruflichen Ehrgeiz meiner Mutter unangebracht fanden.

War mein Vater nun ein neuer Mann, sanft und sensibel? Mitnichten. Seine Königsberger Klopse waren zwar grossartig, aber er konnte ebenso sehr ein übelgelaunter Tyrann sein wie seine Kollegen, die sich von ihren Frauen wie Paschas bedienen liessen.

Sein besonderes Qualitätsmerkmal war ein anderes: Er war ein völlig unehrgeiziger und an der eigenen Karriere nicht interessierter Mann.

Er wies damit all jene Eigenschaften auf, die Frauen noch immer abwählen, wenn sie auf die Suche nach dem Mann gehen, mit dem sie eine Familie gründen wollen. Noch immer entscheiden sich die meisten Frauen bewusst und unbewusst für einen Mann, der, was Ausbildung und Karriere betrifft, «höher» steht als sie selbst. Insbesondere für Akademikerinnen führt dieses Wahlverhalten in die Falle: Nicht nur wird die Zahl der in Frage kommenden Kandidaten generell geringer sein, auch sind karriereorientierte Männer oft interessierter an einer Partnerin, die ihnen zu Hause den Rücken freihält – und nicht an einer Frau, die selber Ehrgeiz hat.

Nicht nur die männliche Einstellung müsste sich also ändern, sondern auch die der Frauen: Nicht nach dem potenten Ernährer sollten sie suchen, sondern nach einem Mann, der sich auf einen Tausch der überkommenen Rollen auch einlassen würde. Also auf ein Weichei und einen Warmduscher. Ja, verehrte Damen, da heisst es Abschied nehmen von «Du Tarzan, ich Jane». Und für die Männer bedeutet dieser Rollentausch ein nicht geringes Risiko, das Frauen längst eingehen: Denn womöglich wäre es dann das Karriereweib, das den braven Hausmann nach erfüllter Funktion zugunsten eines attraktiven, «unverbrauchten» jüngeren Mannes sitzen lässt. Solche kulturellen Veränderungen brauchen Zeit, noch immer. Für eine andere Veränderung aber haben wir nicht mehr viel Zeit: Das grösste Hemmnis für die Freude

am Kinderkriegen ist in Deutschland wie in anderen Ländern auch die verquere Lebensplanung, die den Menschen von einem mittlerweile völlig obsoleten Altersbild aufgezwungen wird, das man diskriminierend nennen muss.

Heutzutage kriegen viele der gutausgebildeten Frauen ihre Kinder erst in einem Alter, in dem ihre Kollegen jene Pflöcke einschlagen, an denen die Karriereleiter hängt, die sie heraufsteigen wollen – es sei denn, sie geben den Wunsch auf ein Kind ganz auf, sei es, weil es biologisch bereits zu spät ist, sei es, weil ihnen der Partner dazu fehlt. Doch selbst dann haben sie meist eine Zeit des Zögerns hinter sich, die nicht selten verhindert, dass sie Machtchancen im Beruf auch ergreifen. Mir ist es so gegangen, und ich kenne viele Frauen, bei denen das ähnlich war.

Nach einer Berufsunterbrechung der Kinder wegen aber ist es noch heute schwierig, in den Beruf zurückzukehren. Ab 40, so lautet der dumme Spruch noch immer, ist man was, aber man wird nichts mehr. Dahinter steckt durchaus Logik: Kein Arbeitgeber investiert in seine Mitarbeiter, wenn deren Verrentung bereits abzusehen ist – und in Deutschland war es bis vor wenigen Jahren staatlich alimentierte Mode, auch hochqualifizierte Menschen mit Anfang 50 in den Ruhestand zu entlassen, unter der falschen Vorstellung, das begünstige die Einstellung Jüngerer.

Es ist diese Altersfalle, aus der eine Gesellschaft sich befreien muss, wenn sie will, dass Frauen Kinder kriegen und Menschen sie gleichberechtigt aufziehen.

Die Altersforschung verkündet längst, was man spürt und sieht: Dass Menschen nicht ab 40 zu lernen aufhören; dass Erfahrungswissen mindestens so viel wert ist wie jugendliche Belastbarkeit; dass es längst nur noch in wenigen Berufen rein körperliche Gründe dafür gibt, Menschen frühzeitig aus dem Erwerbsleben zu entlassen; dass die kurze Spanne, in der man zwischen Arbeitsbeginn nach langer Ausbildungszeit und Frühverrentung Beiträge zahlt, nicht reicht, um die Versorgung einer älter werdenden Gesellschaft sicherzustellen – das alles ist längst bekannt. Fügen wir noch hinzu, dass es im Wesentlichen von der Nichtdiskriminierung älterer, insbesondere auch weiblicher Arbeitskräfte abhängt, ob Frauen Kinder kriegen, die wiederum potenzielle Einzahler in die sozialen Systeme werden könnten.

Da die Hochschätzung von Altersweisheit vulgo Erfahrungswissen kulturell weit tiefer verankert ist als das Wahlverhalten von Männern und Frauen, läge hier vielleicht am ehesten der Hebel, der Flexibilität nicht allein mehr den Frauen überlässt.

Man darf ja hoffen.